



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

treten sind, der war imstande, sich als akademischen Erzieher unsers Staatsdienernachwuchses aufzuthun, wenn ihm nur der Segen irgend eines Machthabers der herrschenden Schule nicht fehlte. Jede Rücksicht auf den praktischen Zweck der Lehrthätigkeit schien grundsätzlich verpönt. Diesen Unsinn sollte man doch wirklich nicht länger mit alten Statuten und Privilegien der Fakultäten zu entschuldigen suchen. Nur theoretisch und praktisch hinreichend vorgebildete Männer sollte der Staat mit den zur Zeit für ihn wichtigsten Lehrstühlen betrauen. Aber davon scheint man in Preußen noch weit entfernt zu sein. Wenigstens die neuesten Leistungen auf diesem Gebiet lassen durchaus den nötigen Ernst vermissen, nach beiden Seiten hin, nach der wissenschaftlichen wie nach der praktischen.



Litteratur

Sozialpolitische Schriften. Im ersten Hefte des zehnten Bandes des sehr reichhaltigen Braunschen Archivs für soziale Gesetzgebung und Statistik (Berlin, bei Carl Heymann) finden wir einen Aufsatz: Ideale der Sozialpolitik von Werner Sombart, der nichts geringeres als die wissenschaftliche Umgrenzung und Begründung dieser neuen Wissenschaft leisten will. Daß sie vorläufig noch keine Wissenschaft, sondern nur eine planlos aufgehäuften Masse von Erfahrungssätzen, Wünschen, Forderungen und Vorschlägen ist, läßt sich ja nicht bestreiten. Des Verfassers Entwurf wird Epoche machen; wir skizziren ihn, ohne ihn zu kritisiren. Die Politik ist teils nationale teils soziale; jene hat es mit dem Auslande, diese mit der Regelung der innern Verhältnisse zu thun. Die innerpolitischen Maßnahmen beziehen sich entweder auf das Bestehen und Vergehen eines bestimmten Wirtschaftssystems und der ihm entsprechenden Klasse (Junkertum und Bauernschaft, Kleinbürgertum, Großbürgertum, Arbeiterschaft) oder nur auf das Wohl und Wehe einzelner Wirtschaftssubjekte. Maßregeln der ersten Art sind z. B. Bauernbefreiung, Handelsverträge, Börsenreform, Befähigungsnachweis, Arbeiterschutz; Maßregeln der zweiten Art: die Armenpolitik und viele Zweige der Finanzpolitik, z. B. die Einkommensteuernpolitik, die nur die ganz bedeutungslose Unterscheidung von Reich und Arm kennt, auf den Unterschied zwischen den Trägern der verschiedenen Wirtschaftssysteme aber keine Rücksicht nimmt. Nur die Maßregeln der ersten Art bilden die eigentliche Sozialpolitik, die der zweiten könnten Personalpolitik genannt werden. Die Ideale der Sozialpolitik dürfen nun nicht aus einem dem Wirtschaftsleben fremden Gebiete, etwa aus der Religion, oder der Moral, oder der Rassenhygiene geholt, sondern müssen ihm selbst entnommen werden. Ihrem oben angedeuteten Inhalte nach muß die Sozialpolitik Klassenpolitik sein, und der Sozialpolitiker hat zu fragen: Welches Wirtschaftssystem, welche soziale Klasse soll begünstigt werden? Die Antwort lautet: „Eine gesunde Sozialpolitik muß sich die thunlichste Unterstützung der den wirtschaftlichen Fortschritt repräsentirenden sozialen Klasse zur Aufgabe machen, weil nur dadurch ihr Ideal: die höchste Entfaltung der produktiven Kräfte verwirklicht werden kann, dessen Verwirklichung aber im Interesse des

Kulturfortschritts notwendig erheischt wird. Was auch so ausgedrückt wird: das Ideal der Sozialpolitik ist das wirtschaftlich Vollkommene; dieses wird dargestellt von dem jeweils höchst entwickelten Wirtschaftssysteme, d. h. dem Wirtschaftssysteme höchster Produktivität." Was wir dazu sagen würden, wenn wir kritisieren wollten, werden sich die Leser wohl denken.

Wir reihen ein Büchlein an, das, nichts weniger als streng wissenschaftlich, de rebus omnibus et quibusdam aliis plaudert: Wie wars, und was wird werden? Ein Glaubensbekenntnis nebst einigen sozialpolitischen und staatsrechtlichen Forderungen von Dr. K. M. Ehrmann. Zweite, vermehrte Auflage. (Regensburg, W. Wunderling, 1897.) Der Verfasser beginnt mit der Zersplitterung Gottes in die Vielheit der Erscheinungen und schließt mit einer Kritik der heutigen äußern und innern Politik des deutschen Reichs; unter andern empfiehlt er eine berufsständische Volksvertretung. Es kommen in dem Büchlein ganz hübsche, patriotische, aber keine neuen Gedanken vor, und auch keine neue, überraschende Gruppierung aller Gedanken. Willy Pastor behandelt in seinen „Sozialen Essays,“ die er Wanderjahre betitelt (Berlin, Schuster und Loeffler, 1897), einige soziale Gegenstände feuilletonistisch mit Geist und Geschick. Er ist Gegner des Sozialismus aber begeisterter Vorkämpfer der Frauenemanzipation, macht Herzkas „Freiland“ schlecht und lobt Bebel's „Frau,“ findet, daß der Einfluß der „unter dem Druck lebenden“ Mütter auf die Söhne vorwiegend ungünstig sei, hat aber doch das Büchlein seiner Mutter gewidmet. Am interessantesten ist der letzte Aufsatz: das „Lumpenproletariat“; der Verfasser hat ein paar Wochen in Verkleidung unter den Berliner Lumpenproletariern gelebt, um sie zu studieren. Wir möchten ihm vorschlagen, sich einmal über diese Menschenklasse mit Herrn A. Seydel, Prediger an St. Nikolai in Berlin, zu unterhalten und das Gespräch herauszugeben; das würde eine sensationelle Broschüre werden, denn während jener den Bruder Lump ins Herz geschlossen hat, schwärmt dieser für eine recht schneidige Polizei. Seydel hat einen Vortrag über die humanitären [warum nicht humanen: oder Humanitäts-?] Bestrebungen der Gegenwart, ihren Segen und ihre Gefahren gehalten, der bei Buttikamer und Mühlbrecht (1897) erschienen ist. Es ist die Philippika eines Mannes, der sich selbst echter Humanität rühmt, gegen den „Humanitätsdusel“ unsrer Zeit. Man kann sich leicht vorstellen, daß in Berlin, wo ja alles, auch die Schnorrerei im größten Stile betrieben wird, einem Geistlichen gar leicht die Galle überlaufen mag, und an lächerlichen und teilweise schädlichen Auswüchsen der Humanität fehlt es ja wirklich nicht, wozu wir mit dem Verfasser die feierlichen Empfänge von kleinen Ferienkolonisten durch befrachtete Bürgermeister und Stadträte rechnen. Aber wenn er geneigt ist, die ganze Arbeiterbewegung und die moderne Sozialgesetzgebung für ein Stück Humanitätsdusel zu halten, so läßt er sich von seinem Ärger sehr weit über das Ziel fortreißen. Ein hervorragender Befechter dieser Sozialpolitik, erzählt er, habe behauptet, „die Unzufriedenheit der Arbeiter beruhe darauf, daß sie infolge der in der Großfabrikation notwendig gewordenen Teilarbeit keine Freude mehr an ihrer Thätigkeit hätten. Auf meine Frage, von welchem Arbeiter er das wisse, antwortete er: von keinem, aber er denke sich das so. Meine Erwiderung lautete, dann riete ich ihm zunächst die Arbeiter zu befragen; er würde alsdann wahrscheinlich erfahren, daß ein sehr großer Teil der Arbeiter überhaupt die Arbeit nicht als eine Freude, sondern als eine unangenehme Last empfindet und sie deshalb gern ganz los sein möchte.“ Darauf würden wir nun wieder dem Prediger geantwortet haben: Sind Sie denn so ganz sicher, Berehtetester, daß Sie die nAchliche Arbeit in der Backstube, oder die Arbeit im Kohlenschacht, oder die

Arbeit in einer der Fabriken, wo es so höllisch stinkt (im Gasthause einer österreichischen Stadt konnten wir einmal die ganze Nacht nicht schlafen vor dem Gestank, den eine über hundert Schritt weit entfernte Fabrik verbreitete), daß Sie diese Arbeit als eine Freude empfinden würden und nicht als eine Last, die Sie gern los sein möchten? Das Sprüchlein des Aristoteles, daß man die Sklaven nicht eher werde entbehren können, als bis die Weberschifflein von selbst laufen, ist in den letzten Jahren unzähligemal zitiert worden, aber Herr Seydel scheint es weder zu Ohren noch vor die Augen gekommen zu sein, sonst würde er etwa folgende Betrachtung angestellt haben. Faul sind die Alten nicht gewesen; was haben nicht die großen Dichter, Philosophen und Künstler, was hat nicht ein Cäsar, ein Cicero gearbeitet! Wenn sie also die Sklaverei für unentbehrlich hielten, so kann das nicht daher kommen, daß sie selbst arbeitsscheu gewesen wären und daher andre für sich hätten arbeiten lassen wollen, sondern sie müssen der Ansicht gewesen sein, daß es Arbeiten giebt, die gemacht werden müssen, zu denen sich aber kein Mensch von gesunden Sinnen freiwillig entschließt. Es sind das solche körperliche Arbeiten, bei denen der Geist nur wenig oder gar nicht thätig sein kann, oder die mit großen körperlichen Beschwerden verbunden sind, ohne durch die Freude am Erfolg zu entschädigen. Und die Kirche hat die Unterscheidung der Arbeiten in *opera liberalia* und *opera servilia* angenommen und festgehalten; jene erlaubt, diese verbietet sie an Sonn- und Feiertagen. Warum? Offenbar darum, weil jene das Gemüt befriedigen, also die Festfreude nicht stören, und weil nichts entwürdigendes in ihnen liegt, während diese, die den Geist nicht zu seinem Rechte kommen lassen, den Menschen herabwürdigen und außerdem oft übermäßig beschwerlich sind, daher als ein Joch empfunden werden, das die Menschlichkeit einmal in der Woche den Menschen abzunehmen gebietet. Und die Unterscheidung wird doch auch heute noch ganz allgemein gemacht. Ein Regierungsrat gärtnext zum Vergnügen, er hackt auch vielleicht noch Holz zur Kräftigung seines Körpers, aber in einem Kohlen-schacht oder in einer Bäckerei oder in einer Zuckerraffinerie sucht er nicht die Abspannung von seiner geistigen Arbeit. (Unsre heutige Polizei allerdings, die unter anderem das Verhängen der Schaukästen von Photographen am Sonntag gebietet, scheint bei ihren Bemühungen um die Sonntagsruhe mehr dem unklaren Drange eines maßlosen Pflichteifers als einer aus psychologischen Studien erwachsenen klaren Überzeugung zu folgen.) Und daß die Schusterei noch als eine Art Kunst befriedigen kann, wenn der Schuster einen ganzen Stiefel herstellt, daß sie aber in der Schuhfabrik, wo der Arbeiter nur noch einen Siebendunddreißigstelschuh herstellt, schlechterdings keine andre Art von Befriedigung mehr zu erzeugen vermag als die über den Geldlohn am Sonnabend, wenn er hoch genug ist, nun, das läßt sich doch auch nicht gut leugnen. Daraus folgt, daß man hier vor einem gewaltigen Problem steht, das aus dem Zusammenstoß einer seit Jahrtausenden festgestellten und unabänderlichen psychologischen Thatsache mit der modernen Gesellschaftsordnung und Arbeitsweise entspringt, einem Problem, über das man sich nicht mit ein paar unwirschen Redensarten hinwegsetzen darf, einem Problem, das da lautet: Sollen wir die Sklaverei wieder einführen, oder sollen und können wir die *opera servilia* so gestalten, daß es freie Arbeiter dabei aushalten, und wie behelfen wir uns vorläufig, bis die Lösung gefunden sein wird? Ebenso ist es mit einem zweiten Problem, das der Verfasser oberflächlich abthut, ohne darauf einzugehen, indem er den Ausspruch „eines in der Volkswirtschaft erfahrenen Mannes“ zitiert: „Wenn erst alle in der Schule den Homer lesen lernen, wird niemand mehr Pferde füttern und Stiefel wischen wollen.“ Dasselbe haben wir oft genug gesagt (in

etwas verständigerer Weise; Pferde füttern würde manchem Homer lesenden Sekundaner das größte Vergnügen bereiten; wir kennen einen, der einzig nur zu dem Zwecke durchgebrannt ist, um Pferde zu füttern und striegeln zu dürfen). Ein Vorwurf liegt für niemand darin; aber Vorwürfe muß man denen machen, die es nicht leiden können, daß man diese Schwierigkeiten aufdeckt und fragt: Wie helfen wir uns nun heraus, nachdem uns die Entwicklung hineingeführt hat? Seydel ereifert sich über die Geistlichen, die arbeiterfreundliche — sozialistische nennt er es — Reden hielten, „ohne den Arbeiterstand in seinem Denken und Empfinden auch nur zu kennen.“ Es giebt nun Leute genug, die ihm den Vorwurf der Unkenntnis zurückgeben werden, und darunter sehr angesehene Unternehmer, die Jahrzehnte hindurch im engsten Verkehr mit ihren Arbeitern gelebt haben, und denen man daher die genaueste Kenntnis des Denkens und Empfindens der Arbeiter*) unmöglich absprechen kann. Zu ihnen gehören der (jetzt allerdings schon verstorbene) Mechaniker Karl Friedrich Zeiß und sein Kompagnon Professor Abbe, die Begründer und Leiter der durch ihre Mikroskope weltberühmten Werkstätte für Optik und Feinmechanik in Jena, die einen Jahresabsatz von nahe an zwei Millionen Mark hatte. Nachdem sich der Sohn von Karl Zeiß 1889 vom Geschäft zurückgezogen hatte, hat Abbe das Unternehmen in eine unter Regierungsaufsicht gestellte Stiftung verwandelt, um seine Ideen vom Rechte der Arbeiter zu verwirklichen. Die dortigen Arbeiter hatten sich auch schon unter dem alten Zeiß einer Behandlung und Fürsorge erfreut, wie sie kaum in einem zweiten industriellen Unternehmen vorkommen mögen, wobei allerdings zu beachten ist, daß in einer Werkstatt für Optik und Feinmechanik, deren Besitzer zugleich der Hauptleiter und Hauptarbeiter ist, und deren sorgfältig geschulte Arbeiter in beständigem persönlichen Verkehr mit dem Leiter die allerindividuellsten Leistungen zu vollbringen haben, eine ganz andre Grundlage für ein gutes und edel menschliches Verhältnis zwischen beiden gegeben ist, als z. B. zwischen den Aktionären oder dem entfernt lebenden Besitzer eines Kohlenbergwerks und seinen Häuern und Schleppern. Aber diese gute Lage der Arbeiter genügt Abbe noch nicht, weil sie nicht auf einem Rechtsanspruch der Arbeiter, sondern auf dem Wohlwollen der Besitzer des Unternehmens beruhte und darum der Bürgschaft der Dauer ermangelte. Er ist der Ansicht, „daß das geltende allgemeine Arbeitsrecht Licht und Schatten zwischen die beiden Vertragsparteien allzu ungleich verteile, dem Unternehmer in der Geltendmachung wirtschaftlicher Übermacht, die ihm der Kapitalbesitz in der Regel verleiht, zu wenig Schranken ziehe, dem Arbeiter im Verhältnis zur Schwäche seiner wirtschaftlichen Stellung zu wenig Rechtsschutz einräume.“ Die „nicht sozialistische aber sozial-radikale“ (das passende Wort würde sozial-liberale sein) Verfassung der Stiftung kann nicht mit wenigen Worten verständlich gemacht werden; man muß sie in der Broschüre, die davon handelt, selbst nachlesen: Die Carl-Zeiß-Stiftung, ein Versuch zur Fortbildung des großindustriellen Arbeiterrechts von Dr. Julius Pierstorff, ordentlichem Professor der Staatswissenschaften an der Universität Jena (Leipzig, Duncker und Humblot, 1897). Nur das eine sei bemerkt, daß die Existenz der Arbeiter, ihrer Frauen und Kinder so sicher gestellt ist, wie die von Staatsbeamten, und daß einer übermäßigen Bereicherung der Leiter des Unternehmens vorgebeugt ist. Das Einkommen der höhern Betriebsbeamten „soll niemals zu jener exorbitanten Höhe, welche die Dotierung der leitenden Kräfte vielfach in der Großindustrie er-

*) Auch hier ist übrigens, wie überall, das Verallgemeinern vom Übel; es giebt sehr verschiedene Bildungsstufen und daher auch sehr verschiedene Empfindungsweisen bei den Arbeitern.

reicht, hinaufgeschraubt werden. Keinem Beamten, die Mitglieder der Geschäftsleitung eingeschlossen, darf an Jahresgehalt mehr gewährt werden, als das Zehnfache des durchschnittlichen jährlichen Einkommens der über vierundzwanzig Jahre alten und mindestens drei Jahre im Betriebe thätigen Lohnarbeiter.“ Alles, was nach Tantieme aussieht, ist verbannt. Auch so stehen sich diese Beamten noch bedeutend besser als Staatsbeamte von demselben Bildungsgrade. Die Erwägung, daß diese Beschränkung der Einkommensteigerung den Konkurrenten die erwünschte Möglichkeit darbieten werde, dem Unternehmen die besten Kräfte zu entziehen, hat Abbe natürlich selbst an gestellt; „die Möglichkeit, daß gelegentlich einmal eine sonst wertvolle Kraft dem Dienst der Stiftung deshalb verloren gehen könne, giebt der Stifter selbst zu. Er beruhigt sich aber bei der Überzeugung, daß die Stiftung doch immer auf solche Personen angewiesen bleibe, für welche die eigentliche Triebfeder des Handelns nicht in der Aussicht auf außerordentlichen materiellen Gewinn, sondern in dem innern Antriebe zur Bethätigung in einem tüchtigen Wirkungskreise liegt.“ Vielleicht wird diese Hoffnung nicht getäuscht, weil die Leiter einer optischen Anstalt Gelehrte sein müssen, und weil Jena in Deutschland liegt; in der Baumwollenspinnerei und in dem Lande, wo man nur kaufmännisch rechnet, könnte ein solcher Idealismus kaum aufkommen. Die englischen Unternehmer sind heute voll Sorge wegen der deutschen Konkurrenz, und unter die Ursachen der deutschen Erfolge glauben sie auch die niedrigeren Arbeitslöhne rechnen zu müssen. Deshalb erwacht bei ihnen aufs neue der Eroll gegen die Gewerkvereine, deren Hauptzweck es ja ist, Lohn-erhöhungen anzustreben, und sie schaffen sich Theoretiker an, die den Arbeitern und der Regierung beweisen müssen, daß die Gewerkvereine der Nation im ganzen, also auch den Arbeitern, nur Schaden zufügen. Ein solcher Versuch liegt in der Broschüre vor: Eine Kritik der Theorie der Gewerkvereine von T. S. Cree. Autorisirte deutsche Ausgabe. (Berlin, Mitscher und Köstler, 1897.) Der Verfasser fußt, obwohl er es nicht Wort haben will, auf der Theorie von einem durch das Nationalvermögen gegebenen Lohnfonds, dessen Überschreitung die Volkswirtschaft gefährde. Eine Auseinandersetzung mit dieser Theorie, wobei nur tausendmal gesagtes wiederholt werden könnte, würde eine lange Abhandlung erfordern. Von praktischer Bedeutung sind doch nur die beiden Fragen, ob sich die anderthalb Millionen englischer Gewerkvereiner von Cree werden davon überzeugen lassen, daß sie die ganze Zeit über gegen ihren eignen Vorteil gehandelt haben, und ob, wenn dies nicht der Fall sein sollte, das englische Unterhaus es wagen wird, durch Beschränkungen der Koalitionsfreiheit „der unerträglichen Tyrannei der Gewerkvereine“ ein Ende zu machen.

Da unsre Übersicht schon unmaßig lang geworden ist, müssen wir die noch übrigen Sachen ganz kurz abfertigen. Albert Schäffle und Paul Lechler hatten in einer Nationale Wohnungsreform betitelten Schrift den Vorschlag einer Baubank oder Wohnungsreformkreditanstalt begründet; in einer weitem Schrift: Neue Beiträge zur nationalen Wohnungsreform (Berlin, Ernst Hofmann u. Comp., 1897) verteidigen sie ihren Plan gegen die Angriffe ihrer Kritiker. Ein Arzt, Dr. Georg Bonne, fordert dringend die Dezentralisierung der großstädtischen Bevölkerung in einem Flugblatte: Die Wohnungsfrage in ihrer Bedeutung für die Verbilligung der Arbeitskräfte mit besondrer Berücksichtigung Hamburgischer Verhältnisse (Hamburg, Druck der Aktiengesellschaft Neue Börsen-Halle, 1897). Professor Knapp endlich hat uns mit einem Bändchen voll Aufsätzen beschenkt, die als wertvolle Ergänzungen der von ihm und seinen Schülern gelieferten Darstellung deutscher Agrarverhältnisse und Agrargeschichten bezeichnet werden dürfen

(Grundherrschaft und Rittergut. Vorträge, nebst biographischen Beilagen. Leipzig, Duncker und Humblot, 1897). Am meisten hat uns eine Vergleichung des Verlaufs der Bauernbefreiung in Österreich und in Preußen interessiert. Die „biographischen Beilagen“ sind gelungne Zeichnungen der Charakterköpfe von Raffe, Friedrich Benedikt Wilhelm Hermann, Helfrich, Ernst Engel und Georg Hanßen.

Zum Schluß mag noch der echt katholische Vorschlag erwähnt werden, den der Bonner Professor Dr. W. Ph. Englert in seiner „sozialtheologischen Studie“: Arbeitergeistliche (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, früher G. F. Manz, 1897) macht: es soll ein neuer Orden gegründet werden, der sich ausschließlich der Arbeiterseelsorge, d. h. ohne Umschweife gesagt dem Schutze der Arbeiter vor Entkirchlichung und der Wiedergewinnung der schon Entkirchlichten zu widmen hätte; daß die durchschnittlichen Seelsorgegeistlichen der Aufgabe, Engels und Bebel vor Arbeitern erfolgreich zu widerlegen, nicht gewachsen sind, damit dürfte der Verfasser Recht haben, aber eine neue Ordensgründung wird ihm wohl nicht glücken; die großen und berühmten Orden sind nicht auf den Vorschlag von Broschürenschreibern gegründet worden, sondern aus dem Antrieb des Geistes in genialen Menschen hervorgegangen.

Niezscheana. Die meisten der Bücher und Broschüren, die über Philosophen geschrieben werden, sind überflüssig; denn der Sachmann hält sich doch an den einzelnen Philosophen selbst und macht sich seine eignen Gedanken über ihn, der gebildete Laie erfährt das Notwendige aus einem Compendium der Geschichte der Philosophie. Gute Schriften über Niezsche dagegen finden wir nützlich, weil man niemandem die Lektüre dieses Schwarmgeistes anraten kann. Wir selbst haben ihn noch nicht gelesen, nicht etwa, weil wir uns vor ihm fürchteten, sondern weil wir bisher immer noch besseres und notwendigeres zu thun hatten; wir verschoben seine Lektüre auf eine Zeit, wo wir einmal nichts ordentliches zu thun haben werden. Unter diesen Umständen mußte uns ein Schriftchen, das die Quintessenz des Niezschen Geistes darbietet, willkommen sein, und da fallen uns nun gleich zwei solche gleich gute in die Hände: Niezsches Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwicklung dargestellt und beurteilt von Otto Ritschl, außerordentlichem Professor der Theologie in Bonn (Freiburg i. B. und Leipzig, F. C. W. Mohr, 1897) und: Der Niezsche-Kultus. Eine Kritik von Ferdinand Tönnies (Leipzig, Reissland, 1897). Ritschl hat seine Schrift dem theologischen Ferienkursus zu Bonn gewidmet, dem er den Hauptinhalt vorgetragen hatte. Er findet, Niezsche sei viel zu gefährlich, als daß man ihn nicht ernst nehmen oder sich darauf beschränken dürfte, die bekannten, seinen Schriften entnommenen Schlagworte kurz abzuweisen. Tönnies hat als Jüngling selbst für Niezsche geschwärmt, kennt also seine Macht über die Gemüter. Beide folgen dem großen Irrlicht auf allen seinen Sprüngen durch alle seine Entwicklungsphasen hindurch und zeigen die Richtigkeit seiner „Philosophie“ auf. Selbstverständlich hat Niezsche nicht bloß schön, sondern sehr viel Schönes und Wahres geschrieben. Der Fehler liegt darin, daß er alle Widersprüche des Daseins mit seinem überempfindlichen Gemüt wahrgenommen und sofort auf den ersten Eindruck hin dargestellt, aber keinen Versuch gemacht hat, sie zu lösen. Zu einem erfolgreichen Lösungsversuche war er, abgesehen von den Hindernissen, die ihm seine Gemütsart bereitete, schon deswegen wenig befähigt, weil es ihm an positiven Kenntnissen fehlte; aus diesem Grunde sind alle seine Geschichtskonstruktionen haltlos und beurteilt er die sozialen Bewegungen der Gegenwart falsch. Selbst bei bescheidner Geschichtskunde hätte er eigentlich wissen

können, daß die christlichen Zeiten so wild und grausam gewesen sind wie nur irgend eine Heidenzeit, und daß also seine Klage, das Christentum habe die Menschen weiblich und weichlich gemacht, unbegründet ist. Ob es nicht eigentlich seiner Natur nach diesen Erfolg hätte haben müssen, und wie es kommt, daß es ihn nicht gehabt hat, das wäre zu untersuchen gewesen, sobald einmal das Verhältnis des christlichen Geistes zu den Volksgeistern berührt wurde; aber Niebische untersucht eben nicht, er schwärmt, phantastirt und orakelt bloß. Dieses ergebnislose Neckspiel Niebisches mit allen wichtigen Lebensfragen beleuchtet Tömmies und zeigt, wie in den einzelnen Fällen verfahren werden muß, wenn man zu einem Ergebnis kommen will, wie es z. B. zu erklären ist, daß in unserer modernen Kultur überzarte Humanität und gefühllose rohe Selbstsucht so oft ganz nahe bei einander gefunden werden. In einzelnen Punkten stimmt er Niebische bei, und es sind das gerade solche, in denen wir beiden beistimmen können, z. B. daß ein edler und vernünftiger Egoismus der beste Altruismus ist, daß die Tüchtigkeit der Individuen auch eine hohe soziale Bedeutung hat, und daß die weichen und zärtlichen Gefühle keineswegs immer das Wohl der Mitmenschen, geschweige denn der Menschheit fördern. Wir wünschen beiden Schriften weite Verbreitung.

Die Schweiz nebst den angrenzenden Teilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. 27. Auflage. Mit 49 Karten, 12 Stadtplänen und 12 Panoramen. Leipzig, Karl Baedeker, 1897

Meyers Reisebücher. Süddeutschland, Salzkammergut, Salzburg und Nordtirol. 7. Auflage. Mit 31 Karten, 33 Plänen und Grundrissen und 8 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1897

Meyers Reisebücher. Deutsche Alpen. Zweiter Teil, Salzkammergut, Tauern, Dolomiten usw. Mit 26 Karten, 5 Plänen und 7 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1897

Meyers Reisebücher. Der Harz. 14. Auflage. Mit 19 Karten und Plänen und einem Brockenpanorama. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1897

Trautwein, Das bairische Hochland und das angrenzende Tirol und Salzburg nebst Salzkammergut. 8. Auflage. Bearbeitet von Heinrich Hef. Innsbruck, A. Kllingers Verlag, 1897
Führer durch das Fichtelgebirge und den Steinwald. Herausgegeben im Auftrage des Fichtelgebirgsvereins von Dr. Albert Schmidt. Mit einer Touren- und Spezialkarte des Fichtelgebirges, sowie einem Plane der Louisenburg. Wunsiedel, G. Kohler

Bei den weitverbreiteten großen Reisebüchern von Baedeker und Meyer genügt es, auf das Erscheinen einer neuen Auflage hinzuweisen. Man kennt ihre Vorzüge, durch die sie sich ein unbedingtes Vertrauen nicht bloß bei deutschen Reisenden, sondern in der ganzen Welt erworben haben. Für das bairische Hochland kann ihnen „der Trautwein“ zur Seite gestellt werden, der nun auch eine hübsche Reihe von Auflagen erlebt hat, seit der Zeit, wo der liebenswürdige, naturbegeisterte Verfasser in den Pausen seiner bibliothekarischen Thätigkeit — er wirkte an der Münchner Hof- und Staatsbibliothek — die erste, damals kleine, bescheidne Auflage herausgebracht hat. Indem diese Bücher soviel Jahre nebeneinander hergehen, werden sie in vielen Dingen immer ähnlicher, und jedenfalls sind sie immer bestimmter und genauer in ihren Angaben geworden. Das Publikum arbeitet an ihnen mit und sollte nicht müde werden, Bervollständigungen und Berichtigungen einzusenden. Nur so können die wichtigen Angaben über Wege, Wirtschaften u. a. veränderliche Dinge immer auf der Höhe der Zeit gehalten werden. Dabei hat doch jedes Buch seine Eigentümlichkeiten behalten. Baedeker wahrt sich die lobenswerte Auszeichnung, keinen Anzeigenanhang zu bringen, und hat die viel-

betrochnen Gasthaussternchen, mit denen wir sehr einverstanden sind. Meyer will bequem sein für das große und größte Publikum, dem zuliebe er auch gelegentlich etwas mehr in die Breite geht, als dem einfachen Touristen lieb ist, dessen Ideal der gedrängte, mehr der Natur als der Kultur zugewandte Trautwein bleibt. Bei Trautwein fesseln die vortrefflichen Schilderungen der landschaftlichen An- und Ausichten, Meyer ist im allgemeinen unterhaltend und reich an geschichtlichen Angaben, Baedeker sucht sowohl dem Reisenden als dem Bergsteiger gerecht zu werden und hat den gedrängtesten Ausdruck.

Was nach unsrer Auffassung allen dreien abgeht, das ist die geographische, landschaftliche und geschichtliche Orientirung. Wie wohl thäte es dem Norddeutschen, der „gen Franken fahren“ will, wenn er in seinem Reisehandbuch eine kurze Schilderung der Eigentümlichkeit des alten Frankenlandes fände; er würde noch aufmerksamer um sich schauen und vieles besser genießen. In dieser Beziehung sind die Meyerschen Führer durch die deutschen Mittelgebirge zu loben. Der neue Harzfürher hat eine Einleitung über den Bau, das Klima, den Bergbau, die Geschichte des Harzes und die Harzbewohner, die sehr lehrreich ist. Wir möchten, daß sich die Verfasser der jedes Jahr sich vermehrenden Reiseführer durch einzelne deutsche Landschaften diese Einleitung zum Muster nähmen. Dieser Litteraturzweig liegt sehr im Argen. Eine glänzende Ausnahme, ein Muster eines Mittelgebirgsführers in jeder Beziehung ist der Fichtelgebirgsführer von A. Schmidt, der ebenso zuverlässig in den Orts- und Wegangaben, wie liebevoll und eingehend in der Allgemeinschilderung ist. Das ist ein Buch, das uns nicht bloß in diesem Gebirge wandern, sondern Land und Leute gründlich verstehen lehrt. Allerdings ist es aus der intimsten Bekanntschaft mit dem Gebirge herausgewachsen. Der Verfasser gehört einer Geschlechterreihe von Fichtelgebirgsforschern an.

Zum Schluß ein Vorschlag zur Güte: Wenn unsre Reiseführer mit der Zeit einen seltenen Grad von Vollkommenheit im Praktischen erreicht haben, wäre es wohl angebracht, den Text auch von der ästhetischen Seite her etwas schärfer ins Auge zu fassen, wo dann so manche Geschmacklosigkeit zu beseitigen wäre. Ein häßlicher Vergleich wie der des herrlichen Wettersteingebirges mit einem hohlen Zahn (Meyer, Süddeutschland, S. 268) wäre z. B. sofort auszumergen.

